

MIA JACOBA



DIE LEGENDE VON
GOLD UND JADE

TEIL I

SONNE UND MOND

MIA JACOBA



DIE LEGENDE VON
GOLD UND JADE

TEIL I

SONNE UND MOND

SONNE UND MOND



SONNE UND MOND
DIE LEGENDE VON GOLD UND JADE
BUCH EINS

MIA JACOBA

JACOBA
PUBLISHING

© 2021 Mia Jacoba

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Katharina Jung

Illustrationen: Marie Abramowicz

Jacoba Publishing GmbH

Trier, Deutschland

www.jacoba-publishing.com

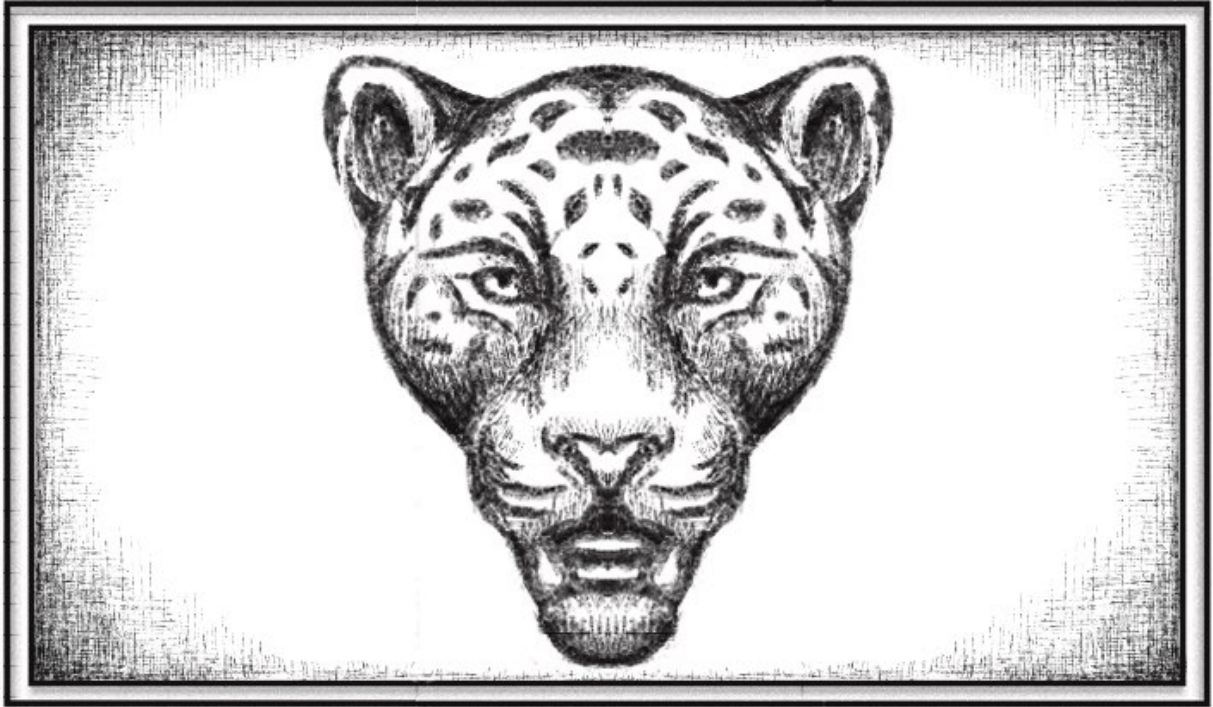
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen sowie die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-949817-06-9

INHALT

1. [Eine ewige Geschichte](#)
2. [Das Herz des Jaguars](#)
3. [Die Träume der Hoffnung](#)
4. [Gesetze der Natur](#)
5. [Eigene Wege](#)
6. [Kunst und Glaube](#)
7. [Sonne und Mond](#)
8. [Der Krieg von Gold und Jade](#)
9. [Brüder](#)
10. [Die Krieger von Chalos](#)
11. [Adleraugen](#)
12. [Die Freiheit des Flieders](#)
13. [Am Ende von Silber](#)
14. [Der Weg des Löwen](#)
15. [Die erste Wahrheit](#)
16. [Brennende Vergangenheit](#)
17. [Die Mutter des Mondes](#)
18. [Ilio](#)
19. [Die Tränen der Sonne](#)
20. [In diesem Leben und im nächsten](#)

Für Laith, Noah und Zayd



EINE EWIGE GESCHICHTE

Der Tee war bereits so weit abgekühlt, dass er ihn trinken konnte, ohne sich die Lippen zu verbrennen. Der kleine Tisch, dessen karge Holzplatte so nah über dem Boden schwebte, dass man die Beine darunter kreuzen musste, war mit köstlichen Leckereien gedeckt - Gebäckrollen aus Zimt, mehrere Schalen mit geschnittenem Obst und ein kleiner bronzefarbener Teller für jeden, der an diesem sonnigen Nachmittag dort erscheinen würde.

Der Mann, der in diesem Zimmer lebte, füllte ein paar Nüsse in eine der leeren Schalen und bemühte sich, nicht zu zittern, sonst würde, wie beim letzten Mal, die Hälfte der Nüsse auf dem Fußboden landen.

Im Heim versuchte man, ihm jede Arbeit abzunehmen. Anscheinend dachten die Leute, nur weil er ein gewisses Alter erreicht hatte, sei er auf einmal nicht mehr imstande, für sich selbst zu sorgen. Den Leuten ging es aber mitunter nur darum, ihm zu zeigen, wie sehr sie ihn für all das schätzten, was er in den vielen Jahren für das Wohl all jener getan hatte, die in diesem Haus wohnten und dort heranwachsen durften.

Er öffnete eines der Fenster und sah sich den allmählich welkenden Garten an, dessen Wiese bereits mit goldgelben und roten Blättern bedeckt war. Normalerweise war es das Erste, was er morgens tat, nachdem er aufgewacht war – immer mit der Absicht zu erfahren, wie sich die Welt draußen an diesem Tag verändert hatte.

Ohne jeden Zweifel hatte er ein Alter erreicht, in dem es nicht selbstverständlich war, noch einen weiteren Tag zu erleben. Daher spielte es eine überdurchschnittlich große Rolle, wie es der Welt außerhalb seiner eigenen ging.

War es warm genug, um in den Garten zu gehen? Regnete es in Strömen, oder war der Himmel so klar, dass man nachts die Sterne sehen konnte? Durfte man bei geöffneten Fenstern einen Kaffee genießen, oder galt es, die Läden schnell zu schließen, da der Wind sonst im ganzen Zimmer sein Unwesen trieb? Noch bevor er sich zu sehr in seinen Gedanken verlieren konnte, klopfte es an der Tür.

»Pünktlich wie immer«, sagte der Mann namens Pozhman zu sich und richtete einen kurzen Blick auf eine kleine Holzuhr, die seitlich an seinem Mantel hing.

Als er die Tür öffnete, musste er seinen Blick senken, um in die vielen Augenpaare zu blicken.

»Heute wollen wohl mehr zuhören als beim letzten Mal. Kommt rein, Kinder. Hier! Setzt euch da hin!«

Sofort machten sich die Kinder über die Leckereien her.

»Wir sind bereit!«, sagte eines der Mädchen und griff nach einem weiteren Stück Zimtrolle.

Das Haar hing ihr ins Gesicht, sodass sie es zunächst zu einem Zopf binden musste, um etwas essen zu können,

ohne dass sich ihre Zotteln im Mund verirrt.

»Wo waren wir noch gleich stehen geblieben?«, fragte der Mann und goss sich und den anderen Tee ein, dessen heißer Dampf den Raum mit wohlig duftender Minze durchströmte.

»Sie war im Wald!«, riefen drei der Kinder fast gleichzeitig.

»Ja, da hattest du aufgehört. Du sagtest, die Geschichte würde jetzt etwas länger dauern. Fang an! Wir wollen alles wissen«, sagte der Jüngste von ihnen klar und selbstbewusst, obwohl er erst seit ein paar Wochen fehlerfrei sprechen konnte.

»Im Wald. Wo auch sonst?«, sagte Pozhman und wärmte seine Stimme mit einem großen Schluck, bevor er anfang zu erzählen. »Sie war dort, wo sie fühlen konnte, was Freiheit bedeutete. Natürlich fernab vom Königspalast, den sie nicht ohne Erlaubnis und Begleitung verlassen sollte. Aber junge Damen tendieren gerne dazu, sich dem zu widersetzen, was andere für richtig halten.«

Sein Blick traf den der kleinen Ayla, die ganz hinten saß. Ihr kleiner Körper versank förmlich in dem Kissen, das nicht erheblich größer war als sie selbst.

»Warum war sie noch mal dort?«, fragte Cedric, der beim letzten Mal gegen Ende der Geschichte eingeknickt war.

»Sie hatte sich rausgeschlichen. Sie hatte den Weg durch den Tunnel genommen, und dann war sie im Wald«, sagte Ayla.

»Tunnel?«, fragte Cedric.

»Du passt wirklich nie auf!«, sagte Ayla und wiederholte, wo die Geschichte beim letzten Mal ihr Ende gefunden hatte. »Sie ist ganz nach unten gegangen – wo die Wäsche aufgehängt wird. Dort war eine Tür, die normalerweise verschlossen war, aber Noa konnte das Schloss mit einer Haarnadel öffnen. Dahinter begann der Tunnel. Sie musste sich ganz klein machen, um hindurchzupassen. Es war stockduster, aber das machte nichts, denn Noa sieht schließlich auch im Dunkeln. Und dann kam sie im Wald raus, der ganz allein ihr gehörte, denn da streifte niemand herum – viel zu gefährlich. Aber das war ihr egal. Dann begann sie zu laufen – und da haben wir aufgehört.«

Ayla predigte die Worte so schnell, dass sie kaum nach Luft schnappen konnte.

»Welch gutes Gedächtnis du hast«, sagte Pozhman und legte ihr ein extra Schokoladenstück auf den Teller. »Machen wir weiter.«

Der Mann nahm seine Tasse in die Hand, wärmte seine Finger und schloss die Augen, um sich an die Fortsetzung seiner Geschichte zu erinnern.

»Wo ist das Buch?«, fragte ein Junge namens Eric.

Er war an diesem Tag zum ersten Mal dabei. Ayla hatte ihm die Geschichte des Mannes beim Frühstück ausführlich erzählt, um ihm folgen zu können.

»Das Buch?«, fragte Pozhman.

»Sie erzählen uns doch diese große Geschichte. Da müssen Sie doch ein Buch haben, aus dem Sie vorlesen«, sagte Eric.

»Das brauche ich nicht. Es ist alles hier«, sagte Pozhman und deutete mit dem Finger auf seine Schläfe.

Er schaute zu Ayla, die schon ganz aufgeregt zwischen den Kissen hin und her rutschte und ihn mit erwartungsvollen Augen ansah.

»Also erfinden Sie die Geschichte nur?«, fragte Eric skeptisch.

Der Mann lächelte. »Mein Sohn, nur weil die Geschichte nicht niedergeschrieben wurde, heißt das nicht, dass sie nicht wahr ist. Ihr werdet sehen, es gibt noch sehr viele Wahrheiten, die darauf warten, entdeckt zu werden.«

Keines der Kinder fiel ihm mehr ins Wort, und so konnte er damit fortfahren, sich und seine Zuhörer in eine andere Welt mitzunehmen. An einen Ort, der weit weg von diesem Heim war, in dem einsame Kinder ein neues Leben fanden – weit weg von der Realität, in der sie lebten.

»Also, sie war nun im Wald. Ihr müsst verstehen, nicht in so einem, wie wir ihn hier haben. Es gab keine Nadelbäume oder riesengroße Tannen. Der Wald, in dem unsere Noa ein eigenes Zuhause fand, war durchzogen von Bäumen, die viel grüner, viel höher und viel mächtiger waren. Es gab Sträucher, deren Blätter die Größe eurer Köpfe übertrafen. Drückte man sie zu einem kleinen Schiff zusammen, konnte man sogar aus ihnen trinken. Es gab Pflanzen, die an einem Baum emporwuchsen und sich bis an die Spitze schlängelten. Es sah dann so aus, als wollten sie ihn festhalten. Seltsam, nicht wahr? Als ob ein Baum einfach so umfallen würde. Die Erde war dunkelbraun, aber wenn Noa ihre Finger darin versteckte und nur ein wenig in die Tiefe grub, erschien die Erde goldgelb und glitzerte

im Licht der Sonne. Die Baumkronen waren bedeckt von Nestern. Es gab in diesem Urwald wahrlich mehr Vögel, als ihr euch vorstellen könnt. Und sie hatten alle möglichen Farben und Formen. Die meisten waren geschmückt mit dunkelgrünem Gefieder, denn so konnte man sie in den Baumkronen niemals sehen, bloß ihren Gesang hören, den sie mit dem Aufgang der Sonne klingen ließen. Andere Vögel hatten ein leuchtend blaues Gefieder, das wie der Umhang eines Königs an ihnen herabhing und das sie stolz der Welt präsentierten. Doch da gab es noch einen sehr seltenen kleinen Vogel – kaum größer als eure Hände. Sein Gefieder war strahlend orangefarben. Wenn er in einem Mandarinenbaum saß, konnte er sich zwischen den Früchten verstecken. Er war der einzige Vogel, der nicht sang. Ganz im Gegenteil – sein Leben lang brachte er keinen Ton hervor, es sei denn, er fand den schönsten Ort, an dem er für immer bleiben wollte. Da öffnete er den kleinen Schnabel und trällerte ein kurzes Lied.«

»Hast du so einen schon mal gesehen?«, fragte Ayla.

»In einem Leben lange vor diesem, ja. Und seinen Gesang werde ich nie vergessen«, sagte Pozhman.

Er hielt kurz inne und steuerte seine Gedanken zurück zu der Geschichte, die er den Kindern erzählen wollte.

»Aber neben den seltenen Tieren gab es etwas, das diesen Wald so unglaublich besonders machte. Wisst ihr, es gab keine Zeit, in der das dunkle Grün sich zu einem Gelb verwandelte und die Blätter nach und nach zu Boden fielen. Dieser Wald war seit Hunderten, nein Tausenden von Jahren immer gleich – jeden Tag und jede Nacht.«

»Es hat also nie geschneit?«, fragte Cedric.

»Nein!«, sagte der Mann sichtlich empört. »Im Gegenteil, Cedric. Es war sehr warm dort. Man sagte sich sogar, dass das Land eigentlich von der Sonne regiert wurde, nicht vom König.«

»Gab es außer Vögeln wenigstens Bären oder Hirsche?«, fragte Eric.

»Nein, die gab es nicht, aber weitaus spannendere Tiere. Manche so furchteinflößend, dass sich die Menschen aus der Stadt nicht ohne ein Messer am Gürtel in den Wald trauten. Es gab viele Mythen, Legenden und Geschichten über das Leben in diesem Wald, doch niemand hatte den Mut, sich allein dort hineinzuwagen, um herauszufinden, welche Geschichten der Wahrheit entsprangen. Lediglich die kleinen und zierlichen Tiere suchten sich ihren Weg in die Stadt. Was nicht hieß, dass sie nicht weniger gefährlich waren. Es gab kleinste Spinnen, die man mit dem bloßen Auge kaum erkennen konnte - doch ihr Biss war tödlich. Andere kündigten sich durch ein klapperndes Zittern des wurmartigen Körpers an, das man schon aus weiter Entfernung hörte.«

»Und was machte diese Frau dann dort?«, fragte Eric.
»Wenn es doch so gefährlich war.«

Wieder lächelte der Mann in sich hinein.

»Weißt du, selbst der gefährlichste Ort kann für jemanden, der ihn über alles liebt, der schönste auf Erden sein.«

Eric war mit dieser Antwort alles andere als zufrieden und zog seine kleine Stirn in winzige Falten.

»Aber niemand setzt doch sein Leben aufs Spiel, nur um ein paar bunten Vögeln zu lauschen«, widersprach er dem

Mann.

»Eric, du wirst noch verstehen, dass es so einiges gibt, für das es sich lohnt, jegliche Gefahren auf sich zu nehmen. Dieser Wald war für Noa nicht nur irgendein Ort. Er war der Grund, warum ihr Herz jedes Mal, wenn sie ihn erblickte, wild in ihrer Brust sprang. Ihn zu verlassen oder mit anzusehen, wie er zerstört wurde, bedeutete, dass auch ein Teil von ihr starb. Wisst ihr ...«, begann er und blickte in die erwartungsvollen Augen vor sich. »Wenn man einen Ort gefunden hat, der einen vergessen lässt, wie viel Zeit vergeht, wer man ist oder wer man war, dann tut man alles, um dort zu sein«, sagte er und fuhr mit seiner Geschichte fort.

DAS HERZ DES JAGUARS

Mit ihrer ganzen Kraft rannte Noa den kargen, steilen Abhang hinauf, während das Geröll bei jedem Schritt seinen Weg nach unten suchte. Ihr Blick richtete sich zur Spitze des Berges, die so aussah, als würde man den gesamten Wald von dort oben unter sich zurücklassen. Um nicht auszurutschen, hielt sie sich an all den kleinen Wurzeln fest, die sie im Affekt greifen konnte, und riss dabei mehrere aus der Erde. Noa hörte, wie die kleinen Äste hinter ihr zerbrachen, und wusste sofort, dass das Tier sie eingeholt haben musste. Ohne nach hinten zu blicken, um bloß kein Hindernis zu übersehen, lief sie auf die Spitze des Hügels zu und sprang in den Bach, der sich wie eine Schlange durch das Dickicht des Regenwaldes wand.

Der Jaguar, der ihr nachsetzte, hatte keine Absicht, den Sprung zu vermeiden, und folgte ihr auf der flachen Ebene in den Wald hinein. Ihre Schritte konnte man kaum voneinander unterscheiden, und die kleinen Vögel konnten nicht schnell genug aus den Hecken fliehen und sich in den hohen Baumkronen verstecken.

Noa lief weiter - so schnell sie konnte. Nach und nach wurde es hinter ihr stiller, daher erlaubte sie sich einen kurzen Blick über ihre Schulter. Kein Jaguar war zu sehen. Der kleine Vorsprung ergab die Möglichkeit, ihre Hände in den Bach zu tauchen, um einen Schluck Wasser zu schöpfen. Ihre Kehle fühlte sich an wie ein altes Stück Holz, und bei jedem Atemzug riefen die Lungen ihr zu, dass sie gleich unter ihrer Brust verbrennen würden. Sie wartete nicht, bis sie erneut ein Geräusch hörte, und lief in derselben Sekunde weiter.

Der Wald, der die Hauptstadt von Kathalea umgab, war für gewöhnlich ruhig, besinnlich und friedvoll. Es war für die Tiere dort nicht zu übersehen, dass jemand panisch durch ihn hindurchlief.

Noa wechselte auf einen kleinen, erdigen Pfad neben dem Bach, auf dem ihre nackten Füße sicheren Halt fanden, ohne auf den glitschigen Steinen im Bachlauf auszurutschen. Links und rechts von ihr wuch sie hervorstehenden Ästen aus, sprang über gefallene Bäume und beschleunigte ihr Tempo nochmals, als der Wald sich nach kurzer Zeit zu einer flachen Wiese wandelte. Sie sah aus der Ferne, wie der kleine Pfad zu enden drohte und bloß noch ein großer Fels vor einer Schlucht hervorragte. Mit brennenden Beinen, wunden Füßen und einem wilden Herzschlag versuchte Noa ein letztes Mal, ihr Tempo zu beschleunigen. Sie erreichte die Kante und legte, ohne zu zögern, all ihre Kraft in ihre Füße und sprang ab.

Auf eine besondere Art und Weise genoss sie das Gefühl, für einen kurzen Moment in der Luft zu schweben. Sie strampelte mit den Beinen, als ob sie ohne den Boden unter

ihren Füßen weiterlaufen würde. Noa sah nach vorn, erblickte den kleinen Pfad zwischen den Bäumen und war bereit, genau dort aufzukommen. So gefesselt von dem Blick nach vorn sah sie nicht, wie der Jaguar seitlich hervorsprang und sie mit seinem Körper zu Boden schleuderte. Sie drehten sich ein paar Mal um die eigene Achse, als sie das Gras berührten, und Noa landete mit dem Rücken auf der Erde, während das Tier sich über sie beugte. Der Jaguar presste seine Pfoten auf ihre Schultern. Noa hätte sich mit keiner Kraft aus dieser Lage befreien können.

Die Krallen, das Maul, die Zähne - alles an dem Tier war so groß, viel größer als bei jedem anderen Jaguar, den das Land jemals gesehen hatte. Sie schauten sich an. Nicht so, wie ein Mensch ein Tier ansah, das durchaus imstande war, sein Leben innerhalb einer Sekunde zu beenden. Sie sahen sich an wie zwei vertraute Seelen, die mehr verband als sie trennte. Wenn man sie genauer betrachtete, sahen sie sich sogar sehr ähnlich.

Das Fell des Jaguars war dunkelrot mit braunen Flecken, die an manchen Stellen beinahe schwarz wirkten. Noas Haar war am Ansatz dunkel und hellte sich an den Spitzen zu dem gleichen braun-rötlichen Ton auf wie das Fell des Tieres. Ihre Lippen waren von Natur aus hellorangefarben, ebenso wie die Schnauze und die Tatzen des Jaguars. Doch durch ein besonderes Merkmal konnten sie nicht leugnen, dass sie auf eine Art und Weise, die zwischen Mensch und Tier unbekannt war, zusammengehörten. Man konnte nicht beschreiben, ob Noas Augen die gleichen waren wie die des Jaguars oder ob das Tier sich in Noas Augen

wiederfand. Tatsache war, dass beide so außergewöhnlich leuchtend grüne Augen hatten, wie man sie weder bei einem Menschen noch bei einem Tier je gesehen hatte.

Ein Meister hatte Noa vor vielen Jahren erklärt, dass er erst einmal im Leben genau diese Farbe in der Natur gesehen hatte. Damals war er weit oben im Norden gewesen und eines Nachts hatte sich ein leuchtend grüner Schleier am dunklen Himmel gebildet. Er erinnerte sich daran, weil er Noa einmal dabei erwischt hatte, wie sie wieder aus dem Palast fliehen wollte. Er hatte sie nur deshalb erkannt, weil er in der Dunkelheit ihre Augen leuchten sah.

»Nächstes Mal, Merji! Nächstes Mal bin ich schneller«, sagte Noa und musterte den Jaguar, als wollte sie in seinem Gesicht ablesen, was er gerade dachte.

Zwar spiegelte sich noch die Anstrengung der Verfolgung in ihrem eigenen Ausdruck wider, doch schaffte sie es, ihre Lippen zu einem Lächeln zu formen. Das Tier löste sich von ihrer Brust und sah sie an – streng und doch verständnisvoll.

Noa hob den Blick zum Baumstamm, vor dem die beiden lagen, und sah auf die kleine Sanduhr, die an einer Schnur in den Ästen hing. Der Sand schien schon seit einer Weile abgelaufen zu sein, und die Uhr baumelte langsam von einer Seite zur anderen. Als Noa abwechselnd erst zur Uhr und dann in den Himmel sah, in dem sie die Ausrichtung der Sonne erkannte, ließ sie ein leises »Mist!« in den Wald klingen.

»Wir müssen los! Vater wird schnell ungeduldig, wenn es um seine Traditionen geht«, fügte sie hinzu.

Bevor sie losgingen, setzte sich Noa auf einen breiten Stein am Fluss und befreite ihr Gesicht und ihren Körper von Erdresten, Moos und Schmutz. Unter der Schicht aus Erde auf ihrer Haut kamen nach ein paar Wassertropfen die vielen dunklen Striche und Flecken zum Vorschein, die ihre Beine von den Füßen bis zu den Knien zierten.

Noa war stets sehr vorsichtig, wenn sie im Wald lief und verletzte sich fast nie, doch diese Narben hatte sie ihrem Vater zufolge schon bei der Geburt gehabt.

Es war selten, dass Kinder mit einer makellosen Haut zur Welt kamen, doch so viele Flecken auf einem einzigen Körper waren ungewöhnlich. Wenn, dann erklärten sich die Menschen, dass es mit großer Sicherheit ein Makel aus einem früheren Leben wäre, der durch einen bloßen Zufall mit der Seele wiedergeboren worden war. Allerdings gab es auch sehr konservative Meister, die vehement behaupteten, dass man an den Flecken der Haut erkennen könne, wie man in seinem früheren Leben gestorben sei.

Ein Junge, der damals in Noas Schulklasse war, hatte ein braunes Mal direkt über dem Herzen und jeder stellte ihn bloß, da er angeblich als gefallener Krieger von einem Pfeil getroffen worden war. Über die Frau aus der Käserei sagte man, sie sei im Feuer umgekommen, da ihr ganzer Körper von Tausenden kleiner brauner Punkte gezeichnet war, die im Sonnenlicht und dessen Wärme noch dunkler wurden.

»Alles nur Geschwätz«, sagte ihr ihr Vater, der sehr wohl spürte, wenn sich die anderen Kinder über die Narben und Makel an Noas Beinen lustig machten.

Aus einem Leinenbeutel, in dem sie die Sanduhr verwahrte, zog sie ein Paar braune Stiefel, die so lang

waren, dass sie problemlos die Zeichnungen auf ihrer Haut verdeckten. An diesem Ort im Wald, an den sich nie eine einzige Seele aus der Stadt verirrte, genoss Noa die Freiheit, auf der warmen Erde zu laufen. In Gesellschaft von anderen waren ihr die Zeichnungen jedoch unangenehm, daher versuchte sie, sie möglichst geheim zu halten. Zumal jeder sofort gewusst hätte, wer sie war, auch wenn sie sich vollständig verhüllt hätte.

Während die beiden durch den Wald streiften, legte Noa ihren Kopf in den Nacken, um sich anzusehen, wie die Baumkronen in den Himmel ragten. Sie wurde langsamer und stoppte schließlich an einem Felsen, der mit seiner grauen Farbe aus dem saftig grünen Wald hervorstach. Das Bild des Waldes wurde in drei Farben gemalt: mit dem Grün der Pflanzen, dem Braun der Erde und dem Grau der Felsen, die ab und an hervorragten.

Noa berührte die glatte Oberfläche, die sich so wohltuend und kühlend anfühlte, dass sie ihre rötlich gefärbten Wangen gegen das Gestein legte. Sie fragte sich, wie diese Felsen ihren Weg in den Wald gefunden hatten. Während Bäume aus der Erde in den Himmel wuchsen, waren die massiven Steine seit Tausenden von Jahren am gleichen Ort. Auf manchen fand Noa kleine Zeichnungen, die unmöglich aus ihrer Epoche stammen konnten, denn niemand aus der Stadt konnte entziffern, was sie bedeuteten. Manche Felsen standen so dicht beieinander, dass sich eine Schlucht zwischen ihnen bildete, die Noa nur durchqueren konnte, wenn sie seitlich hindurchging und ihren Rücken gegen das Gestein presste. In anderen Teilen des Waldes fand Noa kleine Höhlen, deren Wände ebenso

mit feinen Ornamenten und fremden Schriften verziert waren.

Der Fels, vor dem sie an diesem Tag stand, sah aus wie die Faust eines Kriegers, dessen Arm sich tief in der Erde versteckte. An einer Seite bildeten sich kleine Löcher, die wie das Bild eines unvollendeten Puzzles wirkten.

»Warte kurz. Ich bin gleich wieder da«, sagte sie zu Merji, die dabei zusah, wie Noa sich mit Fingern und Zehen an den kleinen Kuhlen hocharbeitete, bis sie das mit Moos bedeckte Plateau erreichte.

Sie war nicht besonders gut im Klettern. Ihre Stärke lag eindeutig in der Schnelligkeit ihrer Beine. Das konnte sie besser als jeder andere. Zumal die Höhe normalerweise etwas in ihr auslöste, vor dem sie sich fürchtete und kaum benennen konnte. Seit vielen Jahren war sie jedoch geübt darin, diese eine Felswand hinaufzuklettern, ohne dass das Gefühl von weichen Knien sie davon abhielt, den Anblick zu genießen, der sie an der Spitze erwartete. Es war ein Bild, das sich klar in ihren Kopf eingepägt hatte. Trotzdem empfand sie jedes Mal eine neue Welle von Begeisterung, wenn sie sich auf den Felsen setzte.

Die Baumkronen unter ihr verschwanden und sie sah aus der Ferne die Pracht ihrer wunderschönen Heimat. Sie sah die mächtigen Tempel, deren Spitzen über jedes Haus hinausragten, und sie konnte, wenn sie den Blick schärfte, die endlosen Treppenstufen zählen, die zu den Spitzen führten. Sie sah, wie die flachen Dächer in wechselnden Farben schimmerten und die mit den schönsten Malereien verzierten Stadtmauern.

Noa war jedes Mal aufs Neue von der Schönheit ihrer Stadt berührt. Die Stadt ihres Vaters, die Stadt ihrer Familie, die Stadt ihres Volkes und die Hauptstadt von Kathalea, einem Land, welches einmal durch ihre Hand geführt werden sollte. Es war wahrlich ein bezaubernder Ort, besonders, wenn man ihn von oben betrachtete und sah, dass es neben dem Zentrum des menschlichen Lebens einen Teil gab, den Noa als den schönsten Ort auf dieser Welt empfand – die Weite des Waldes, der die Stadt umgab und schützte. Doch war es nicht nur der Anblick, den Noa so sehr liebte.

Sie schloss ihre Augen und wartete darauf, den Klang der Stadt zu hören. Sie konnte das Echo jedes Geräusches wahrnehmen, das aus der Stadt kam. Die Arbeiter, das Gelächter der Kinder, die Unterhaltungen der Menschen, die Musik, die tagsüber auf dem Hauptplatz gespielt wurde, und das Meckern der Ziegen, die auf den Farmen am Stadtrand gemolken wurden. Alles schien sich an dem Felsen, auf dem Noa saß, zu vereinen.

Nach einiger Zeit, in der sie in Gedanken versunken verweilt hatte, kletterte sie wieder nach unten und verschwand mit Merji zwischen dem ewigen Grün des Waldes, ganz ohne Angst, dass er ihr jemals etwas antun würde.

* * *

Noa war die Letzte, die den Raum betrat. Die Wachen an den Toren nickten ihr höflich zu und öffneten den Durchgang zum großen Saal. Merji platzierte sich wie eine

Wache direkt vor dem Eingang, was die Patrouille jedes Mal dazu brachte, entweder starr geradeaus zu schauen oder in kurzen Abständen zu Boden zu blicken, um zu sehen, ob der Jaguar sich bewegte. Hätte man den Soldaten die goldene, ringförmige Bedeckung von der Stirn genommen, würden die Schweißperlen sichtbar an ihren Schläfen heruntertropfen, obwohl die Präsenz des Jaguars im Palast seit vielen Jahren zur Normalität gehörte.

Noa ging auf die Tafel zu, an der bereits ihr Vater, dessen Frau Anya und ihr kleiner Bruder Lyath saßen. Obwohl ein Platz neben dem König frei war, setzte sich Noa zu ihrem Bruder und gab ihm einen schnellen Kuss auf den Kopf. Er war viel jünger als sie. Vielleicht hatte sie genau deshalb so eine starke Bindung zu ihm, denn er war viel mehr ein Sohn als ein Bruder.

In diesem Jahr wurde er von den Lehrmeistern zum ersten Mal unterrichtet, während Noa bereits seit der letzten Monsunzeit nicht mehr in den Unterricht ging. Ihre Pflichten bestanden seither darin, jeden Tag an der Seite ihres Vaters zu lernen. Das waren die Aufgaben, die sie schon bald allein bewältigen musste. Und während sie in der Bibliothek jahrelang alles über die Länder, Kulturen sowie deren Ordnungen und Herrschaftsformen gelesen hatte, konnte sie nun persönlich dabei sein, wenn Entscheidungen getroffen wurden.

Gegenüber von ihr saß Anya, Lyaths Mutter. Sie war seit sechs Jahren die neue Frau ihres Vaters. Zwar teilten Noa und sie nicht viele Gemeinsamkeiten, die Anya dazu berechtigt hätten, sich wie Noas Mutter zu verhalten, doch sie empfanden einen grundlegenden Respekt füreinander.

Noa hatte zu Anya ein ebenso neutrales Verhältnis wie zu jedem anderen, der außer ihrer Familie im Palast lebte. Zumal Anya sehr wohl bewusst war, dass ihr Platz im Palast in keinem Verhältnis zu Noas stand.

Als angeheiratete Frau des Königs genoss Anya die Sorglosigkeit des Wohlstands, hatte aber keine nennenswerten Aufgaben zu erfüllen, während auf Noas Schultern das Erbe lastete, genau diese Sorglosigkeit und diesen Wohlstand für die Zukunft aufrechtzuerhalten.

Manchmal fiel es Noa daher sehr schwer, sie selbst zu sein, wenn Anya in der Nähe war, da sie fürchtete, vor ihr einen Fehler zu machen. Doch dann gab es Momente, in denen Anya versuchte, ihr Bestes zu geben, um Noa die Möglichkeit zu lassen, sich gänzlich in ihrer neuen Rolle entfalten zu können. Denn auch wenn sie es niemals zugegeben hätte, war Anya sehr erleichtert über die Tatsache, dass ihr Sohn nicht die große Last auf den Schultern tragen musste, mit der Noa Tag für Tag lebte.

Das Gesetz schrieb vor, dass auf einen König eine Königin folgen musste. Somit war die Nachfolge für die nächsten hundert Jahre geregelt. Lyath hatte das Privileg, in der goldenen Familie zu leben, ohne etwas dafür zu tun. Noa hingegen strebte, wenn auch unfreiwillig, schon bald die Nachfolge ihres Vaters an. Sie würde einmal von ihrem Sohn und dieser wiederum von seiner Tochter im höchsten Amt des Landes vertreten werden.

»Auf zehntausend Sonnen!« König Shelor erhob seinen Becher, und die anderen taten ihm gleich.

Jeder Blick richtete sich schließlich auf Noa, gekoppelt an die Erwartung einer kurzen Rede oder eines einfachen

Moment den Ton der dumpfen Glocke zu hören, die jedem im Haus mitteilte, dass es an der Zeit war, sich zum Abendessen zu versammeln.

Vor ihm saßen die Kinder mit Krümeln auf ihrer Kleidung und blickten ihn erwartungsvoll an. Doch der Mann schwieg. Ayla griff in die Blechdose, in der sie kein einziges Gebäckstück mehr fand. Die Kinder hatten bereits alles aufgegessen, bevor Noa das Ende von Silber erreicht hatte.

»Also, ich habe noch nie eine Geschichte gehört, die so endet«, sagte Cedric und suchte bei den Kindern neben sich nach zustimmenden Blicken.

»Findet ihr nicht?«, fragte er, nachdem er statt einer Antwort nur ein Achselzucken erntete.

Ayla lächelte verschmitzt und sah den Mann an, dessen Blick förmlich auf ihre Antwort wartete.

»Das ist nicht das Ende«, sagte sie selbstbewusst, woraufhin Pozhman ihr freundlich zunickte.

»So ist es. Die Geschichte geht weiter«, sagte er.

»Aber sie sind tot«, sagte Eric. »Noa, Taron, Raik, der Vogel, wie hieß der noch mal?«

»Imor«, sagte Ayla.

»Genau! Wie kann es dann weitergehen?«, fragte der Junge.

Pozhman, der seinen Tag damit verbracht hatte, über das Leben und Sterben in einem Land namens Kathalea zu erzählen, schmunzelte, als er begriff, dass die Kinder interessiert waren zu erfahren, welche Wahrheiten noch darauf warteten, entdeckt zu werden.

»Ich hätte euch niemals eine Geschichte dieser Art erzählt, wenn ich nicht selbst daran glauben würde, dass das Leben immer einen Weg findet – genauso, wie sie es einst versprochen hatte. Doch für heute dürft ihr euch von Kathalea verabschieden«, sagte der Mann, stand auf und forderte die Kinder mit einer schwungvollen Geste auf, ihm zu helfen, den Tisch abzuräumen.

Während sie das Geschirr abtrockneten, neckten sie sich gegenseitig, wiederholten die kleinen Abenteuer und erfreuten sich an den schönen Teilen der Geschichte. Nach und nach verließen sie das Zimmer – alle, bis auf Ayla.

»Warum ...«, begann sie und verschränkte die Arme verlegen hinter dem Rücken. »Warum fürchten sich alle so sehr davor zu sterben? Mein Vater hatte auch immer Angst davor. Jeden Tag. So lange, bis es dann passiert ist.«

»Sieh mal«, sagte Pozhman und beugte sich zu dem Mädchen. »Wir glauben, da ist etwas so Wertvolles in uns – etwas, das ewig lebt. Wir glauben auch, jeden, den wir jemals geliebt haben, wiederzusehen und mit ihm vereint zu sein. Das müssen wir glauben, sonst würde der Schmerz uns zerstören, bevor der Tod es tut. Und deswegen haben wir Angst. Nicht, weil wir dann nicht mehr da sind. Nein. Wir haben Angst davor, uns nicht mehr zu erinnern, warum wir überhaupt leben.«

»Das heißt, wenn man weiß, wie man sich erinnert, dann hat man keine Angst mehr?«, fragte sie skeptisch. »Ich kenne niemanden, der sich jemals erinnert hat.«

Der Mann schüttelte langsam den Kopf und hob einen Finger, denn er war darum bemüht, dass Ayla sich diese Lektion ganz gewiss einprägen sollte.

»Wie du heute gelernt hast, hat alles zwei Seiten. Auch die Erinnerung. Man hat keine Angst mehr, wenn man begreift, dass man nie vergessen hat. Aber das ist eine andere Geschichte. Und jetzt ist es Zeit für das Abendessen«, sagte Pozhman.

Ayla schenkte ihm ein zustimmendes Lächeln und hüpfte zur Tür hinaus. Der alte Pozhman gab sich selbst noch ein paar Minuten, bis er ebenfalls in den großen Saal ging, in dem, wie an jedem Tag, laute Klänge der Kinder zu hören waren. Vierunddreißig kleine Menschen zusammen hörten sich an wie ein Konzert aus tausend Stimmen.

Er ging zur Tür, stellte sicher, dass sie geschlossen war und zog einen kleinen Schlüssel, der an einer dünnen Kordel um seinen Hals hing, unter seinem Hemd hervor.

Nach kurzem Zögern ging er damit zu einem Regal, das bis zur Decke mit Büchern vollgestellt war, und zog eines heraus, dessen Titel so unscheinbar wirkte wie der dazugehörige Umschlag. Der Mann strich mit dem Finger über die Seiten und spürte das raue Muster des harten Holzes. Was aussah wie ein robustes Buch, war in Wirklichkeit eine Schachtel.

Pozhman setzte sich auf die Armlehne des Sessels, der mit den Gebäckresten der Kinder übersät war. Dann fiel sein Blick in die kleine Schachtel, in der er etwas fand, ohne das er an diesem Tag niemals diese Geschichte hätte erzählen können.

Die goldene Kralle hatte schon lange ihren Glanz verloren, und für jemanden, der diese Geschichte nicht kannte, sah sie bloß aus wie ein Stück gebogenes Holz. Doch für Pozhman war es das Einzige, was ihn nicht nur

dazu brachte, diese Geschichte zu erzählen, sondern sie auch niemals zu vergessen.

Nicht in diesem Leben - und nicht im nächsten.

Ende des ersten Buchs